Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 6 (1902-1903)
Heft: 5

Artikel: Ueber Mädchen-Freundschaften [Schluss folgt]
Autor: Juchler, Molly
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664879

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wartung und kam gerade recht, ehe es zu einer soirée musicale bei Hof fuhr; sie trug ein weißes Brocatkleid, von Opalen und Brillanten überrieselt, und — sie war hinreißender und schöner mit ihrem glückseligen Lächeln, als je in Crêpe und Federn."

Die Fächer wogten, einen kleinen Moment war alles still im Saale, dann medisierte man weiter, — weil es nun einmal so bon ton ist. (Ende.)

Ueber Mädchen-Freundschaften.

Von Molly Fuchler-v. Greyerz, Herisau.

Ich sehe vor mir einen blühenden Garten. Schwere Rosenkelche, schlankstielige Nelken, bunte Balsaminen, steifparadierende Tulpen und Hyazinthen, hülflose Winden, kletternder Efeu, unter der Hecke schüchterne Anemonen und Veilchen und drüben als abschließende Rabatte kräftigduftende Küchenkräuter und bolzgerade Kamillen und Wollblumen. Welche Wonne da hinein zu tauchen mit allen fünf Sinnen! — Aber sehen wir einmal genauer zu, wie jede Blüte nicht nur durch Farbe und Duft ihr Wesen ausspricht, sondern auch in Form und Haltung ihren Charakter dokumentiert. Rosen und Nelken neigen ihre vollen Kelche der Mutter Erde zu; wie fein steht ihrer Schönheit diese Demutgeste. Tulpen und Hyazinthen schlagen stolz ihre Blätter zurück und meinen erhobenen Hauptes: „wir dürfen uns sehen lassen." Die Winde sucht und findet Stütze, dankbar sie schmückend mit ihren grünen Spiralen. Derber, kühner schlägt der Efeu seine Klammerzehen in die alte Mauer; sie duldet es, ob der Mörtel auch bröckelt. Der Lilienkelch öffnet sich dem Himmel, während die Veilchen unter die knorrige Weißdornhecke sich verkriechen und die Stachligen erst noch fragen: „ist's erlaubt, genieren wir auch nicht?" Anders die Küchen- und Theekräuter. Die wissen genau, was sie wert sind. Ja, sie tun sich fast etwas zu gut auf ihr einfaches Grün und freuen sich auf den Schnitt des Küchenmessers: „Bei uns ist doch was zu holen. Wir sind doch nicht umsonst auf der Welt wie so viele . . . ." So denken die Braven und verspritzen willig ihr grünes Pharisäerblut und rechthaberisch zischend bestätigt der kräftig dampfende Kochtopf ihre Behauptung.

Von den Blumen zu Euch, ihr lieben Mädchen, ist nur ein Gedankenschritt. Auch da seh' ich ein Zuneigen, Umfassen, Anschmiegen, Emporstreben, Unterschlupfen und sich Hingeben je nach Charakter und Gemütsanlagen. Wie kommt es aber nur, daß so viele über Mädchenfreundschaften lächelnd die Achseln zucken und bei Gelegenheit das bekannte Sprüchlein zitieren: „E bissele Lieb' und e bissele Treu' ꝛc." Wollen wir uns das gutmütig gefallen lassen, oder uns mit dem billigen Gedanken trösten, daß auch die geringste Mädchenfreundschaft schließlich mehr wert sei, als jede Dutzbrüderschaft, die in vorgerückter Stunde in feuchtfröhlicher Stimmung getrunken, am folgenden Morgen schon nur mit sauersüßem Lächeln anerkannt wird?

Nein, wir wollen gegen uns selber ehrlich sein und genau zusehen, ob und wo man uns etwas am Zeug flicken kann, resp. wann und warum dieses schöne Verhältnis nicht seinem Ideal entspricht.

„Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an,
Als wenn er Treu' erzeigen und Freundschaft halten kann."

Es ist dies Band unserm Empfinden ein so natürliches, selbstverständliches, daß uns ein Mensch, der mit Niemandem intim verkehrt, der lieber die Einsamkeit sucht, unheimlich vorkommt. Wie viel mehr ist die Freundschaft in der Jugend, den Tagen der

eifrigsten Geselligkeit, der natürliche Ausdruck unseres Gemütslebens. Wie die Rebe den Stab, der Efeu den Stamm, das Veilchen die Hecke, so sucht das Menschenkind unwillkürlich nach dem ihm Fehlenden, seinen Charakter Ergänzenden, in die Malersprache übersetzt, nach den Complementärfarben seiner Seelenpalette. Es vollzieht sich also eine Art Wahlverwandschaft der Seelen. Ich verstehe darunter nicht jenes oberflächliche Verhältnis, das nur die Bestätigung des Sprüchwortes, „gleich und gleich gesellt sich gern" ist, und von rein äußerlichen Zufälligkeiten geknüpft, am Äußerlichen hängen bleibt, sich an ihm genügen läßt, und wieder mit ihm vergeht. Nein, wir wollen den Freundschaftsbegriff tiefer gründen, sein Ziel höher stecken.

Wir anerkennen zweierlei Freundschaftsverhältnisse, die eins wie das andere sich zum dauernden, idealen auswachsen können: die Kinder- resp. Jugendfreundschaft, nicht zu verwechseln mit der gewöhnlichen Kameraderie, und die mit Überlegung sich vollziehende Wahlfreundschaft. Die erstere entspringt im noch nicht urteilsfähigen Alter aus gegebenen Verhältnissen und ist bedingt von einer langsamen, fortwährenden Angewöhnung. Dieser tägliche Umgang wird zur bewußten Freundschaft in dem Moment, da ein störendes Element dazwischen tritt und uns plötzlich der Wert des intimen Verkehrs klar wird, wenn die drohende Möglichkeit einer Lösung dieser traulichen Wechselbeziehungen sich uns als ein großer Verlust offenbart. Dieses Gefühl kann uns von einem Moment auf den andern hellseherisch machen für den tiefern Zweck jeder echten Freundschaft und für ihren hohen Wert; denn sie ist etwas Unübertragbares, also Unersetzliches.

Was ist also der Zweck der Freundschaft? Ein einsames Mahl mundet nicht und einsames Glück kennen nur große Geister in den Stunden ihrer Schöpferkraft. Wir gewöhnliche Sterbliche verlangen für unsern Jubel und unsere Klage nach einem Echo. Geteilte Freude ist erhöhte Freude, und kleinem wie großem Leid gräbt die Teilnahme des Freundes ein Grab. In dieser Tatsache schon liegt der Beweis, daß gemeinsam Erlebtes, sei es nun Festfreude oder Angst und Leid, der beste Kitt ist, um vorübergehendes Wohlgefallen zu einem dauernden, innigen Verhältnis zu gestalten, gewisse Bedingungen vorausgesetzt. Irgend eine Erfahrung, die wir gemacht und die allein zu verarbeiten uns schwer ankommt, zeigt uns, wie wohltuend ein Freundeswort unter diesen Umständen wirkt. Unwillkürlich erinnern wir uns der Worte Iphigeniens:

> „Denken die Himmlischen einem der Erdgebornen süße Verwirrungen zu, und bereiten sie ihm von der Freude zu Schmerzen und von Schmerzen zur Freude tieferschütternden Übergang, dann erziehen sie ihm, daß in der Stunde der Not auch die Hülfe bereit sei, einen ruhigen Freund."

Von frischen, jungen Lippen erwarten wir nicht erfahrungsgemäße Trostgründe, kluge Reden über Ergebung 2c. Alles Unnatürliche kleidet schlecht und verfehlt die beabsichtigte Wirkung. Darum tut schlichte Teilnahme und stilles, feinfühliges Wesen wohler als viele und laute, wohlgesetzte Worte und kluge von Überlegenheit triefende Tiraden. Wie viel leichter ist es da die Freundin einer Glücklichen sein. Ein Abglanz ihres Sonnenscheins fällt auch auf unsern Schattenweg und läßt ihn streckenweis aufleuchten. Nun wollen wir aber ganz ehrlich sein. Sind wir mit uns allein, fällt der Sonnenschein nicht mehr auf unsern Weg, stehen wir ernüchtert, und zu hinterst in einem dunkeln Herzenswinkel fühlen wir das Dasein eines kleinen Teufelchens in gelbem Röcklein mit stoßenden Hörnchen und stechender Zunge. Das droht mit scharfen, gierigen Zähnen unser eigenes, kleines Glück rein aufzufressen, wenn wir ihm nicht rasch entschlossen den Garaus machen. Wehe unserm innern Frieden, wenn uns zu dieser Exekution die Erkenntnis der Gefahr oder der Mut fehlt. Tun wir es, so wächst unser eigenes, geringgeschätztes Glückchen zu einem richtigen Glücksbesitz aus. Denn wir haben einen ehrlichen Sieg über uns selber gewonnen und der wiegt, ob wir auch nicht sagen können „da oder dort ist er", schwerer als alle wäg- und meßbaren Güter. Jetzt erst können wir uns aufrichtig mitfreuen,

und unser Glückwunsch wird nicht nur den Stempel der Überraschung, der Lust am Unerwarteten tragen, sondern der Ausdruck aufrichtiger Teilnahme sein.

Das Leben bringt aber neben den Ausnahmetagen, die Jubel und Klage füllen, lange Wochen voll drängender Arbeit, im gleichmäßigen Einerlei eine an die andere sich reihend, vielleicht einzig unterbrochen von kleinen Mißhelligkeiten. Was kann uns da die Freundschaft bieten, da wir doch keine Zeit für sie übrig haben? Wenig, aber doch so viel, um uns von einem Tag auf den andern auf etwas freuen zu können: auf den kurzen Einblick in ein paar gute, treue Augen, auf das lustige, ansteckende Lachen eines Mundes, der gar nicht schön zu sein braucht, auf den kräftigen Druck lieber Hände, mögen sie auch rauh und unbehandschuht sein. Hat die Freundin auch keine übrige Zeit, um so besser für unsere Pflichten. Ist sie trotz ihrer Geschäftigkeit fröhlich und guter Dinge, so richten wir uns an ihrem frischen Mut auf, und ist sie es, die das Köpfchen hängen läßt, so hilft uns Mitleid und das Gefühl eigener Kraft die Verzagte ermutigen. Doppelt lustig plaudert sich's dann nach langer Entbehrung, wenn ein gemeinsamer Spaziergang zu behaglicher Aussprache einlädt. Da sprudelt und plätschert der aufgespeicherte Gesprächsstoff wie aus lauter verhaltnen Quellchen, die sich Durchbruch schaffen. Die Welt dünkt uns schöner, die Menschen freundlicher denn je, und wir selber . . . ach, von sich selber spricht man doch nicht, oder wie?

Doch, die Freundschaft tut es und soll es auch, denn hierin liegt ihr eigentlicher, idealer Zweck. Wir nennen ihn den Mut zur Wahrhaftigkeit. Vor der Welt lassen wir uns nicht gern mit allen Schwächen und Mängeln sehen, das gestatten wir nur unsern Nächsten.

Damit Sie mich besser verstehen, will ich Ihnen zwei werdende Freundinnen vorführen. Amalie, ein schönes, reiches Mädchen, die von den sie umdrängenden Gespielen als stolz und unnahbar gilt, weil sie gegen Alle gleichmäßig kühl sich zeigt und sie auf gewisse Distanz zu halten weiß. Und Dora, eine lebhaft sich äußernde, temperamentsvolle Zwanzigjährige, voll guter Einfälle und warmen Herzens. Sie wohnen in der gleichen Stadt; aber Dr. Roths, Doras Eltern, haben keine Beziehungen zur Villa „Flora", wo die Banquierstochter Amalie zu Hause ist. Sie haben sich heute in der Gemäldeausstellung getroffen und ihre flüchtige Bekanntschaft zum Anlaß eines gemeinsames Rundgangs genommen. Amaliens still beobachtendes Wesen fühlt sich seltsam hingezogen zu der frischen Natürlichkeit Doras und angeregt von ihren eigenartig sich äußernden Bemerkungen. In der Tür reichen sie sich die Hände zum Abschied, während ein warmer Blick von Aug' zu Auge von der innern Befriedigung über die Begegnung spricht.

Amalie: „Wie schade, daß wir uns nicht öfter begegnen."

Dora: „Ja, es war eine schöne, gemeinsam verlebte Stunde, aber kurz und vergänglich wie alles Gute und Schöne."

Amalie: „Nein, das laß ich nicht gelten. Das Gute und Schöne soll Bestand haben und diese kurze Stunde soll wieder kommen. Wollen Sie?"

Dora: (zurückhaltend) „Was kann ich dazu tun?

Amalie: (mit Wärme) „Zu mir kommen, mir die gute Stunde bringen."

Dora: „Ich bin aber gar nicht gut, nicht so, wie Sie sich's ausdenken. Ich bin eckig, stürmisch, aufbrausend; ja, ich bin inwendig oft sehr häßlich."

Amalie: „Aber Du hast ein warmes Herz. Du hast alles, was ich nicht habe. Ich möchte von Dir lernen."

Dora: „Wie ist das möglich? — Ich stehe ganz beschämt."

Amalie: „Wenn Du wüßtest, wie ich oft hungere nach einem aufrichtigen Wort! Aber Alle sagen mir fade Schmeicheleien. Und ich weiß den Grund, warum sie's tun. Davor ekelt mir. Und ich verlange so viel, so ganz anderes, von der Freundschaft."

Dora: „Ich aber auch."

Amalie: „Angenehmes, Liebenswürdiges mögen mir die andern sagen, aber von meiner Freundin will ich nur Wahrheit hören."

Dora: „Damit kann ich Dir schon aufwarten. — Aber ist dies auch dein Ernst?"

Amalie: „Tu's. Ich bitte Dich darum."

Dora: „Willst Du mir Gegenrecht halten?"

Amalie: „Wenn Du es nötig hast, gewiß."

Dora: „O, dann wird es schön! Darauf geben wir uns die Hände."

Amalie: „Nein, ein Kuß ist es wert. Ganz offen wollen wir gegeneinander sein, damit eins das andere fördere. Wenn Dir etwas an mir nicht gefällt, so sagst Du mir's gerade heraus. Willst Du?"

Dora: „Ja, ich will. Aber sag mir, wirst Du meine Geradheit ertragen, wirst Du nicht empfindlich sein?"

Amalie: „Ich bin verwöhnt, ich weiß es. Aber von Dir wird mir die Wahrheit nicht weh tun."

Dora: „Auch wenn sie bittere Arznei ist?"

Amalie: „Ich werde mich daran erinnern, wer sie mir reicht. O, ich kann viel, wenn ich Jemanden recht lieb habe.

Dora: „Gut. Dann reich' auch mir von dem Heiltränklein, wenn der Kobold in mir sich regt, wenn ich stachlig oder ungerecht bin."

Amalie: „Und noch eins, das auch in unsern Vertrag gehört."

Dora: „Du meinst die Treue?"

Amalie: „Die versteht sich von selbst. Aber sie hat auch dabei zu tun. Man wird Dir vielleicht allerlei über mich zutragen und vieles mag ja wahr sein, denn ich bin voller Fehler. Du aber sollst mich nicht nach dem Urteil anderer richten. Wenn Du etwas gegen mich hast, so kommst Du zu mir wie Nathan zum König David und sprichst: Du bist der Mann."

Dora: „Jetzt muß ich aber lachen. Du mußt nämlich wissen, ich vertrage kein Pathos, das verfehlt bei mir seine Wirkung. Ich bin die leibhaftige Prosa."

Amalie: „Mir einerlei. Lache mir ins Gesicht und mache dich über mich lustig. Nur tu es nie vor andern."

Dora: „Vor andern? Wo denkst Du hin? Das wäre ja Falschheit! Dazu bin ich nicht zu haben."

Amalie: „Ah! Wir verstehen uns. Offenheit und ein Aufwärtsstreben, ein gegenseitiges Handbieten zu allem Guten und Gerechten — so soll es zwischen uns sein.

Dora: „Abgemacht. Du kannst auf mich zählen."

Amalie: „Du kommst also zu mir? Morgen? Wir haben uns noch so viel zu sagen."

Dora: „Gut denn, auf morgen. Ich freue mich auf unsere Columbusfahrt ins Land des Unbekannten.

Amalie: „Und unser Kompaß zeigt auf Wahrheit." (Schluß folgt.)

Orakel.*)

Eine Frage quält mich baß, macht mir Kopfzerbrechen:
Bleib' ich heut' beim Tintenfaß oder geh' ich zechen?
Hei da muß ich doch einmal das Orakel fragen.
Meiner Nestelknöpfe Zahl wird mir Kunde sagen.

*) Aus „Spielmannslieder" von Rud. Baumbach. Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig.